schneide aufriß. Als er nach einigen Tagen wieder zu dem Elefanten kam, begrüßte ihn dieser sehr freundschaftlich und lebhaft, und als ihm der Arzt das Instrument zeigte und ihm klar machte, daß eine zweite Operation vorgenommen werden müsse, hielt Jumbo willig seinen Kopf hin und ließ sich operieren. Wohl schrie er wieder vor Schmerz auf, aber er hielt ganz still. Die Operation gelang vorzüglich. Nach wenigen Tagen schon fraß der Elefant wieder und der Zahn, dem jetzt ein Ausweg geschaffen war, wuchs nun ohne Hindernis weiter.

Derartige Operationen kommen viel häufiger vor, als man glaubt. So müssen fast alle Tiger und Löwen in zoologischen Gärten und Menagerien in gewissen Zwischenräumen operiert werden, und zwar deshalb, weil sie die Klauen, die fortwährend nachwachsen, aus Mangel an Bewegung nicht genügend abnutzen. Die Klauen wachsen schließlich in das Fleisch hinein, die Tiere können nicht mehr gehen und leiden schreckliche Schmerzen. Die Pfoten, an denen die Klauen geschnitten werden müssen, werden daher durch die Stäbe des Käfigs herausgezogen, und während zwölf bis zwanzig Mann das Tier an Riemen und Stricken halten, macht der Operateur mit einer großen Schere die notwendigen Abschnitte an den Klauen.

Man glaubt nicht, welche sonderbare Zahnoperationen ein Tierarzt zu machen hat. In Menagerien und zoologischen Gärten sind es besonders die Nilpferde, die viel mit ihren Zähnen auszuhalten haben. Die kleineren Zähne im Oberkiefer werden leicht brüchig oder locker und verursachen dem Tier beim Fressen derartige Schmerzen, daß es schließlich auf das Fressen [illegible] verzichtet. Ein Nilpferd zu operieren, ist fast noch schwieriger als einen Tiger. Man muß es mit mannsstarken Balken derart einbauen, daß es sich weder vorwärts, noch rückwärts, noch seitwärts bewegen kann. Dann muß der Operateur das Tier so lange reizen, bis es aus Wut das Maul aufsperrt und dann gilt es, mit einem einzigen glücklichen Griff eine Riesenzange in das aufgeklappte Maul des Tieres hineinzubringen und den kranken Zahn auch sofort zu erfassen. Das Tier sträubt sich natürlich, aber es klappt merkwürdigerweise das Maul nicht zu; es reißt nur nach oben, um sich von der Zange loszumachen, und hilft dadurch selbst mit beim Ausziehen des Zahnes.

Sonnm ist es ja, daß die Tiere nach der Operation sich oft nicht verständig betragen und dadurch gut verlaufene Operationen in Frage stellen. Die Tiere leiden sehr oft den Verband nicht, sie versuchen ihn sich abzureißen, sie liegen nicht ruhig, sie bringen sich selbst Schmutz in die Wunde und erzeugen dadurch Eiterungen, ja Blutvergiftungen. Es ist auch nicht angängig, ein Tier nach der Operation noch tagelang in gefesseltem Zustande zu erhalten, da das Tier in solchem Falle sehr rasch seine Kräfte verliert und aus Angst und Schwäche stirbt, selbst wenn es die Operation gut überstanden hat. In Käfigen gewöhnlicher Art sind schwer operierte Tiere überhaupt nur selten ganz auszuheilen. Staub und Unreinlichkeit sind unvermeidlich, Tausende von Bazillen und Mikroben sitzen hier an den Wänden und auf dem Fußboden, und ein wertvolles Tier, das eine größere Operation durchgemacht hat, muß daher gewöhnlich in einen besonderen Raum gebracht werden, wo ihm die größte Reinlichkeit und eine Pflege zuteil wird, wie man sie früher nicht einmal den erkrankten Menschen im Spital zuteil werden ließ.

—⊡—

Das Alter der Briefmarke

Die Briefmarken oder Postmarken, das heißt die Wertzeichen in verschiedener Höhe, die von den Postverwaltungen zum Freimachen von Sendungen verkauft werden und den Postverkehr wesentlich erleichtern, haben erst spät und allmählich allgemein Eingang gefunden. Längere Jahre als man schon von einem neuzeitlichen Postverkehr sprechen konnte, kannte man sie noch nicht. Als ihr Erfinder wird vielfach die Thurn und Taxische Postverwaltung angegeben, andere schreiben sie sogar dem deutschen Generalpostmeister Stephan zu. Beides aber beruht auf einem Irrtum. Eine Art Postmarke verwandte zuerst der Franzose de Velayer, der im Jahre 1653 in Paris eine Stadtpost eingerichtet hatte und dort rote Zettel als Quittung über einen Sou verkaufte, der dem Briefe angeheftet werden mußte. Diese Pariser Post schlief wenige Jahre darauf wieder ein, und damit geriet auch die erste Briefmarke in Vergessenheit. Später wurden in mehreren anderen Ländern, besonders in Schweden ähnliche, aber vergebliche Versuche gemacht, bis es im Jahre 1840 dem Engländer Sir Rowland Hill gelang, für die Vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland den billigen Einheitsportosatz von einem Penny für einen einfachen Brief und mit ihm die Postmarke endgültig einzuführen. Nunmehr begann erst ihr Siegeslauf durch die Staaten Europas. 1847 wurde sie in Belgien eingeführt, dann folgten 1848 Rußland, 1849 die Schweiz und Frankreich. In Deutschland führte sie zuerst Bayern im Jahre 1849 ein, dann Preußen und Sachsen 1850, Oesterreich ebenfalls 1850, Württemberg und Baden 1851, Oldenburg, Braunschweig und die Thurn und Taxische Postverwaltung 1852. In den übrigen europäischen Ländern fand sie 1850 in Spanien, 1853 in Portugal, 1854 in Dänemark und in Norwegen, 1862 in der Türkei Eingang und so fort. Die ersten Briefmarken sind in ihrer Form sehr verschieden, namentlich die größeren Werte werden von den Briefmarkensammlern als „Raritäten" bekanntlich heute sehr hoch bezahlt. Fast gleichzeitig mit den Postmarken führte man in einzelnen Ländern Frankokuverts ein — „Briefumschläge" war schon damals ihre offizielle Bezeichnung —, die einen den Postmarken ähnlichen Wertstempel in der rechten oberen Ecke trugen und in der ersten Zeit oft noch mit Mustern und Zeichnungen geschmückt waren. Neben der Verwendung von Briefmarken her lief aber lange Zeit auch noch die Barzahlung bei der Aufgabe der Briefe an den Postschaltern. Sie wurde durch Abstempelung in ähnlicher Weise kenntlich gemacht, wie es sich bei dem Mangel an Postwertzeichen während des letzten Teiles der Inflationszeit auch bei uns als Zwang erwies. Das Verdienst jedoch, die Postkarte eingeführt und ihr auch trotz anfänglichen Widerstandes im Weltpostverkehr Eingang verschafft zu haben, gebührt dem deutschen Generalpostmeister Heinrich Stephan.

Am Ausguck

Tiere im Feuer.

Wohl scheuen fast alle Tiere das Feuer, aber für manche besitzt die Flamme etwas, das sie lähmt und hindert, ihrem Selbsterhaltungstriebe zu folgen. Die Hilflosigkeit der Schafe ist ja bekannt. Auch das sonst so kluge Pferd ist bei Feuersbrünsten kopflos und kann meist nur mit verbundenen Augen aus dem Stall geführt werden. Das Verhalten der Katzen ist sehr verschieden. Während sie hin und wieder durch ihr klägliches Miauen ausbrechendes Feuer verraten, flüchten sie sich in der Mehrzahl in irgendein Versteck des brennenden Gebäudes und kommen darin um. Vögel, die im Käfig gehalten werden, verlieren beim Anblick der Flammen geradezu die Stimme, sitzen wie gelähmt da und machen keinen Versuch, ihrem Schicksal zu entrinnen. Beim Brande einer größeren Menagerie suchten alle Tiere die Freiheit — nur ein Känguruh widersetzte sich allen Rettungsversuchen und fiel dem Feuer zum Opfer. Am vernünftigsten verhalten sich Hunde. Sie verraten durch ihr Gebell den Ausbruch des Feuers oder wecken gar schlafende Personen durch Kratzen und Zerren an der Tür oder am Bett und es kommt äußerst selten vor, daß ein Hund in einem Gebäude verbrennt. Während bei Waldbränden alles, was da kreucht und fleucht, nach rettendem Versteck sucht, schwebt der Habicht unermüdlich über der Feuerstätte, nach Beute Ausschau haltend, die ihm kampflos in die Klauen fällt.

„Der stärkste Mann der Welt" gestorben.

In Berlin ist der unter dem Namen „Eisenkönig" bekannte Wiener Artist Siegmund Breitbart, der in den berühmtesten Varietés der Welt erstaunliche Proben seiner immensen Körperkraft gegeben hatte, an den Folgen einer Blutvergiftung gestorben. Dieser Mann, der sich täglich zu seinen Training von seinem Automobil überfahren ließ, der sich ohne Schaden zu leiden auf Dutzende von spitzen Nägeln legen konnte, erlitt doch das Schicksal eines gewöhnlichen Sterblichen, indem er einem winzigen Krankheitsbazillus unterlag.

Wurst wider Wurst.

Der Nürnberger Dichter Pfinzing, der im Jahre 1535 starb, kam eines Abends spät von einer Reise nach seinem Wohnorte zurück. Das Stadt war bereits geschlossen, und der Tormächter wollte ihm nicht öffnen. Pfinzing mußte sich daher entschließen, einen halben Dukaten als Belohnung zu bieten, um Durchlaß zu erhalten; denn es wurde dunkler und dunkler und er hatte Hunger. Der Wächter nahm das Geld und steckte es ein; dann öffnete er das Tor und ließ Pfinzing herein. Als dieser wenige Schritte gegangen war, kehrte er um und sagte betroffen zu dem Wächter, daß er auf der anderen Torseite ein Buch habe liegen lassen. Dienstfertig sprang der beschenkte Wächter auf, um das Buch zu holen. Kaum aber war er außerhalb des Tores, als Pfinzing es schnell zumachte und abschloß. Alles Schimpfen und Bitten des Wächters, ihm zu öffnen, war erfolglos; Pfinzing verlangte sein Geldstück zurück. Endlich bequemte sich der Wächter, die Münze unter dem Tore durchzuschieben; Pfinzing nahm es, schloß das Tor auf und machte sich schleunigst davon.

Pferdeglück und -ende.

Der Tradition gemäß werden zur Verfügung des französischen Präsidenten vier Pferde im Marstall gehalten, obwohl das Haupt der französischen Republik (wie auch anderswo) fast ausschließlich das Auto benutzt. So sind die vier Vanen, Perdreau, Toutou und Loupillon unversehens gealtert und für den präsidentiellen Dienst untauglich geworden. Sie wurden versteigert. Ein — Begräbnisinstitut hat sie erworben. Sie haben sich ohne Klagelaut in ihr Schicksal ergeben. Besser hundertmal den Weg zum Friedhof gemacht als einmal zum — Abdecker.

Trinket mehr Bier!

„Meine Untertanen haben Bier zu trinken", erklärte Friedrich der Große. Diese königliche Verordnung zitiert der „Manchester Guardian" anläßlich der Anspielung des englischen Vizekanzlers auf das übermäßige Kaffeetrinken Minderjähriger. — Der Preußenkönig begnügte sich aber nicht mit Anspielungen, er erließ im Jahre 1779 einen Befehl, der den wachsenden Verbrauch an Kaffee und die Geldsummen, die dadurch dem eigenen Lande verloren gingen, betrifft. Jeder hätte sich angewöhnt, Kaffee zu trinken — heißt es —, mit dieser Gewohnheit müsse gebrochen werden. Bier sei zu trinken. Seine Majestät selbst sei mit Bier aufgewachsen, ebenso sei Bier das Hauptgetränk seiner Vorfahren gewesen. Zahllose Schlachten wurden gefochten und gewonnen von Soldaten, die große Biertrinker waren — während man von Soldaten, die Kaffeeschwestern sind, nicht erwarten kann, daß sie Strapazen ertragen und ihren Feinden überlegen sein werden. — Um die „Kaffee-Seuche" wirksam zu bekämpfen, wurde in der Verordnung weiterhin Kaffeerösten als staatliches Monopol erklärt. Und so streng wurden diese königlichen Bestimmungen durchgeführt, daß „Kaffee-Riecher" angestellt wurden, die in ganz Preußen mit feiner Nase festzustellen hatten, ob auch kein ungesetzliches Rösten stattfände. Sie verrichteten ihre Aufgabe so gut, daß Kaffeetrinken ganz aus der Mode kam. Was Friedrich der Große anordnete, sollte auch die Nachwelt befolgen. Wieviel gesünder ist Bier als Kaffee!

Reste des Auerochsen auf der Insel Helgoland.

Beim Pflügen auf dem Oberlande der Insel Helgoland fand ein Fischer Reste des Unterkiefers eines Auerochsen. Dr. H. Weigold hat den interessanten Fund jetzt beschrieben, der den Beweis erbringt, daß auch nach dem Rückzug des diluvialen Inlandeises die Insel Helgoland von der Halbinsel Eiderstadt aus durch einen Landrücken verbunden war, der heute am Meeresgrund noch nachzuweisen ist. Der Auerochse ist auf diesem Landweg trockenen Fußes nach Helgoland gewandert. Diese Annahme ist einleuchtender als die Lesart, wonach der Urmensch auf seinen Einbäumen auf der Ueberfahrt nach der Insel den auf dem Festland erlegten Auerochs als Proviant mitgenommen hätte.

Büchertisch

„In den Krallen der welschen Tiger" nennt sich das im Verlage von Hch. Pöppinghaus, Langendreer (Ruhrgebiet), erschienene Buch über die Leiden der Zeitungsverleger und Redakteure Dr. jur. Jos. Pöppinghaus und Heinr. Pöppinghaus, Langendreer, während ihrer Gefängniszeit bei den französischen Ruhrbanditen 1923/24. — Jeder Deutsche muß dieses Buch gelesen haben, damit er weiß, wie die Franzosen ihre Opfer an der Ruhr und am Rhein unmenschlich behandelten. Wer das Büchelchen liest, das sehr flott und interessant geschrieben ist und viele Abbildungen des Gefängnislebens enthält, wird die Scheußlichkeit des Verbrechens am deutschen Volke durch den Ruhreinbruch und die Franzosenzeit im Lande der Westfalen und Rheinländer klar erkennen. Das Buch ist in den Buchhandlungen zum Preise von 1,20 ℳ zu haben.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 38 Freitag, 23. Oktober 1925

Bild der Freiheit

Siehst du den Strom, den Bergeshöhn entquollen,
Die dunkeln Wogen majestätisch rollen?
Es steht bei dir, ob er auf seinem Pfad,
Dir Segen bringend, ob verderbend naht.
Grab ihm ein Bett, so wird er deine Auen
Erquicken und zur Fruchtbarkeit betauen;
Doch stemmst du dich entgegen seinem Lauf,
So geht dein Acker samt der Frucht darauf.

Hebbel.

Im alten niedersächsischen Bauernhaus

Von Hans Dietrich.

Nirgends in Norddeutschland ist das deutsche Volkstum so unverfälscht erhalten geblieben wie in Niedersachsen, jenem Lande, das sich von der Nordsee bis zum Harz, von der holländischen Grenze bis an die Elbe ausdehnt, im wesentlichen also die Provinz Hannover und den größten Teil von Westfalen umfaßt. Besonders im altniedersächsischen Bauernhaus kam es bis in die jüngste Zeit zum Ausdruck, ja teilweise leben die alten Sitten noch fort.

Das häusliche Leben des niedersächsischen Bauern spielte sich fast ausschließlich auf der Diele, dem Flett, ab. Es war der einzige Wohnraum des Hauses, ursprünglich noch nicht von Stuben und Kammern umgeben; diese kamen erst später, als die Stadtkultur aufs Land zog. Das Flett war getrennt von der großen Lehmdiele, der Grotdäl, sie war die Stätte reger Arbeit, aber auch der Tummelplatz für das frei im Hof umherlaufende Kleinvieh. In der Mitte des Fletts stand der Herd, meist aus rohen Feldsteinen gefügt, in der Form rund und niedrig, selten viereckig. Das Feuer verlöschte kaum auf ihm, selbst nachts wurde es glimmend erhalten, indem man es mit eisernen Füerstülpern bedeckte, so brannte es unter der Asche in geborgener Glut, bis frühmorgens die sorgende Hausfrau es wieder zu lustigem Geflacker entfachte für die Morgensuppe. Ueber dem Herde hing der Kesselhaken; das war eine lange, gezähnte Stange unten zu einem Haken umgebogen, seitwärts oft mit Tüllen versehen für den lichtspendenden Kienspan.

Ein dämmerliges Licht erhielt der Raum von kleinen, auf beiden Seiten angebrachten Fenstern, die häufig mit buntbemalten Glasscheiben verziert waren. Es waren Geschenke von Nachbarn und Freunden, zur Erinerung an die Husbörn (Hausrichtung) und bei dem sogenannten Fensterbier gestiftet. Die Scheiben zeigten neben dem Namen des Stifters u. der Jahreszahl Wappen, Hausmarken, Reiter, Handwerker bei ihrer Arbeit, Sprüche und dergleichen. Das Flett hatte auf jeder Seite eine wagerecht geteilte Tür, die sogenannte Blangendör (Lüttdör), im Gegensatz zu der großen Tür, die auf die Lehmdiele führte und Grotdör wie auch Mittendör hieß. An den Seitenwänden des Fletts befanden sich die Schlafstätten, mit Schiebetüren versehene Butzen. Hier standen auch die mächtigen Truhen und Schränke. An der langen Wand, der Howand, glänzten auf Borden als Stolz der Hausfrau die zinnernen und tönernen Teller und Schalen. Am Speckwiemen hingen Schinken, Würste und Speckseiten zum Räuchern. Vor dem Herde stand eine niedrige Bank, und um den Herd herum einfache Stühle mit Sitzen aus Binsen- oder Weidengeflecht. Der lange eichene Eßtisch stand am Fenster, an ihm wurden gemeinsame Mahlzeiten eingenommen. Jeder Hausbewohner hatte seinen bestimmten Platz. Messer, Gabel und selbstgefertigte Holzlöffel steckten in einem Lederriemen an der Wand. Suppe und Milch wurden aus einer gemeinsamen Schüssel gegessen.

Bei Tage gab es für die Männer reiche Arbeit auf dem Felde, so daß die Frauen im Hause emsig im Flett schaffen konnten. Zur Winterzeit, wenn die Feldarbeit ruhte, schnurrten hier die Spinnräder und die Haspeln, oder es klapperte unaufhörlich der Webstuhl, und auf der Grotdäl schlugen lustig die Dreschflegel den Takt dazu. Vielfach war die Arbeit im Bauernhaus dem einzelnen zugeteilt. Die Hausfrau sorgte für das Vieh; sie kochte in dem Grapen über dem Herde die Kartoffeln für die Schweine sie besorgte das Füttern und Melken der Kühe und betrieb die Milchwirtschaft mit Buttern und Käsemachen; sie plagte sich ums liebe Federvieh ;so hatte sie tagaus tagein voll zu tun. Dafür wurde dann aber für die Zubereitung der eigenen Mahlzeiten nicht viel Mühe verlangt, man lebte eben anspruchslos aber gesund. Das Essen war einfach und reichlich — derbe Hausmannskost! Man brockte sich Schwarzbrot in die Milchsuppe und löffelte sie mit Behagen, oder es gab Kartoffeln mit Schinken oder im Sommer Erbsen, Steckrüben und Große Bohnen mit Speck. Dasselbe gab es zu Abend, wohl oft auch Pellkartoffeln, und was ganz Feines waren die „Pannkoken" (Pfannkuchen).

Man webte sich selber noch den Stoff zum Kleid. Daher stand der Flachsbau in Blüte, er machte viele Mühe und gab kargen Ertrag. Im Winter wurde gesponnen u. gewebt, und alles half dabei, Magd und Knecht, und schön schimmerte das Leinen, wenn die Verarbeitung gelungen war. — Die Grotdäl war die Arbeitsstätte für die Männer. Hier stand das Vieh: links die Kühe, rechts die Pferde, hier stand die Häckselschneidelade, und Abend für Abend ging es gleichmäßig „reck — schneck", wenn Futter geschnitten wurde, was Anstrengung verlangte und starke Muskeln. Besonders zur Erntezeit gabs reichlich Arbeit auf der Grotdäl. Die Korn- und Heuwagen fuhren herein, und durch die Luke wurde ihre Last auf den Boden „gestakt", später wurden die Garben zum Dreschen wieder heruntergeworfen, losgebunden und ausgebreitet, und schon hämmerten die Dreschflegel und hatten Arbeit.

Wenn der Abend kam, zog allgemach Ruhe ins Bauernhaus. Man saß gern um den Herd zusammen, dabei gab der Kienspan oder das Trankrüsel mattes Licht. Nachbarn kamen oft und man schmauchte und plauderte, oder auch der Christ-Andres erzählte seine Geschichten — er war Spökenkieker im Dorf — wobei allen gruselte. Man trank auch wohl eins. Aber früh legte sich alles zur Ruhe. Dann war es still im großen Bauernhaus, nur die Uhr im Flett tickte eintönig, und zuweilen bellte Caro wenn vom Dorf ein Geräusch auf den Hof drang.

Die neue Zeit nahm die schöne Geruhsamkeit und wandelte alles grundlegend. Man schaffte sich Maschinen an und baute schöne Stuben und Kammern im Flett ein. Das patriarchalische Verhältnis schwand und damit die gemütvolle Hausgemeinschaft. Der Flachsbau hörte auf, der Webstuhl verschwand in der Rumpelkammer. Die Milch wurde zur Molkerei geliefert. Der steinerne Herd wurde durch den eisernen Sparherd ersetzt. Damit war die Küche da. Bald hörte auch der eintönige Takt des Dreschens auf. Und die „gute alte Zeit" sank dahin, um der modernen Platz zu machen. Sie brachte vieles mit: städtische Kultur und Manier. Des Bauern Töchterlein muß heute die sie in der Aussteuer mit, nicht, weil weil sie spinnen möchte wie einst ihre Großmutter oder Urahne, sondern weil die „vornehmen Leute" ein solch Stück Möbel auch haben. Und die schönen Pannkoken kann sie kaum mehr backen, wohl aber Torten. Und wer Große Bohnen mit Speck essen will, muß schon im Bauernhaus vorsprechen, wo eine richtige, tüchtige Landfrau noch ihres Amtes waltet.

—⊡—

Deutsche Arbeiter in Frankreich

Es ist eine ganz bekannte Tatsache, daß Frankreich seit Jahrzehnten gezwungen ist, seine Arbeiter in aller Herren Länder zu suchen. Sie werden vor allem für die verödeten Gebiete des Südwestens gebraucht. Der ständig zunehmende Geburtenrückgang hat hier in Verbindung mit einer Wanderungsbewegung vom Lande zur Stadt eine sehr bedeutende Verminderung der ländlichen Bevölkerung herbeigeführt. Viele Farmen und manche Dörfer sind vollkommen verödet und das brachliegende Ackerland nimmt von Jahr zu Jahr zu. Diese Tatsache ist auch mit ein Grund dafür, daß Frankreich als reines Agrarland heute nicht mehr in der Lage ist, seinen eigenen Bedarf an Korn zu decken, sondern zur Einfuhr größerer Mengen Getreide aus dem Auslande gezwungen ist. Dieses stellt natürlich auch wieder eine starke Belastung der Handelsbilanz dar und vergrößert die augenblickliche Wirtschaftskrise.

In erster Linie sind es Italiener, Spanier, Portugiesen und Belgier, die das Land neu kolonisieren. Eine weitere sehr beträchtliche Zahl Einwanderer wird von den geburtenreichen Ländern des Südostens gestellt: Polen, Tschecho-Slowakei, Rumänien und Groß-Serbien. Auch viele Schweizer sind von ihren Bergen herabgestiegen, um in den angrenzenden Jura-Departements eine neue Heimat zu finden. Kürzlich konnte sogar berichtet werden, daß eine französische Ansiedlungskommission in Rumänien Kolonisten unter der jüdischen Bevölkerung warb, die dort aus politischen oder anderen Gründen nicht verbleiben konnten. Man stellte hier je Kopf 50 Hektar Land zur Verfügung, sowie das dazugehörige Ackergerät und Vieh. Der Ernteertrag sollte zwischen dem Staat und den Kolonisten geteilt werden und diesen nach vier Jahren mit der Erlangung der Staatsbürgerschaft Land und Wirtschaftsgeräte als Eigentum überlassen werden.

Es dürfte aber unbekannt sein, daß auch deutsche Arbeiter und zwar durch Vermittlung des Wiener Wanderungsamtes nach Frankreich auswandern. Ueber die genauen Zahlen liegen keine statistisch einwandfreie Unterlagen vor. Die ersten Anfänge dieser Bewegung setzten jedenfalls im Jahre 1921 ein, wobei die Anregung von österreichischer Seite infolge der sehr ungünstigen Wirtschaftsverhältnisse und der Arbeitslosigkeit ausging. Einen größeren Umfang nahm diese Auswanderung aber erst im Jahre 1923 an und nach den amtlichen Schätzungen kann man heute mit einer monatl. Auswanderungsziffer von rund 120 Personen rechnen. Die österreichische Gesandtschaft in Paris schätzt die Gesamtzahl der z. Z. in Frankreich weilenden, dorthin vermittelten Deutsch-Oesterreicher auf über 4000.

Die Arbeitsverhältnisse sind dabei keineswegs sehr günstige, wenn auch die dortigen Deutsch-Oesterreicher grundsätzlich die gleichen Löhne und Arbeitsbedingungen wie französische Arbeiter erhalten. Das Einkommen ist nicht immer so hoch, um es verheirateten Arbeitern zu ermöglichen, daß sie ihren in Oesterreich verbliebenen Familien ausreichende Unterstützung senden können.

Zwar ist es ein überaus bemerkenswertes Symptom, daß heute Frankreich durch seinen

Geburtenrückgang gezwungen ist, Arbeiter auch aus deutschen Gebieten heranzuziehen, sie stellenweise sogar anzusiedeln. Vom nationalpolitischen Standpunkt ist diese Bewegung aber äußerst bedauerlich, da hier genau wie in französischen Kolonien und in der Fremdenlegion der Deutsche doch nur ein Ausbeutungsobjekt wird und dem eigenen Volke verloren geht.

Dr. H. Harmsen.

—⊡—

Russische Wandlungsfähigkeit

Von russ. Dipl.-Ing. W. A. Burg-Berlin.

Die Geschichte des Alkohols ist, so paradox es klingen mag, gleichzeitig die Geschichte der Evolution der Sowjetregierung.

Die Zarenregierung erließ gleich am ersten Mobilmachungstage 1914 das Alkoholverbot, das sich nicht nur auf Schnaps, sondern auch auf Wein und Bier erstreckte. Die traurigen Erfahrungen aus den Tagen des russisch-japanischen Krieges waren die Veranlassung hierzu. Was das Schnapsverbot für den Staat bedeutete, versteht man zu würdigen, wenn man erfährt, daß vor dem Kriege eine Einkommensteuer nicht existierte; es gab nur Vermögenssteuer, Gewerbe- und Verbrauchssteuer, sowie die ungeheuren Einnahmen aus dem Spiritusmonopol, die sich auf etwa eine Million Rubel im Jahre beliefen. Die ungeheure Erregung die das Volk bei Kriegsausbruch ergriffen hatte, und die von der Presse (letzteree verfügte zu jener Zeit in Rußland über einen weit größeren Einfluß auf das Volk, als es in Westeuropa der Fall ist, denn in Rußland erlernte man früher das Lesen und Schreiben an Hand der Heiligen Schrift, die denn auch den einzigen Lesestoff für das einfache Volk bildete und im Volke den heiligen Glauben an jedes gedruckte Wort groß zog) noch geschürt wurde, half dem Volke in der ersten Kriegszeit über die Gewohnheit des Alkoholtrinkens hinweg. Die Presse berichtete mit Emphase über das große Wunder der geistigen Wiedergeburt Rußlands und von der weitsichtigen Maßnahme des vergötterten Monarchen, der das Volk mit einem Federstrich von seiner Neigung zum Alkohol geheilt hatte. — Die Zeit verging, die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz gaben keine Veranlassung mehr zur Begeisterung, und bereits im zweiten Kriegsjahre zeigte sich im Volke das Bestreben, sich auf irgendeine Art den langentbehrten Alkohol zu verschaffen. Während sich die privilegierten Schichten unter Anwendung von Methoden, die denjenigen der Morphinisten sehr ähnlich waren, Spiritus zu verschaffen wußten, tranken die weniger Begünstigten, wie das „klassenbewußte Proletariat", denaturierten oder Polierspiritus, den man durch Beimengung von Kochsalz und anderen Surrogaten reinigte. Zahlreiche Todesfälle waren die Folge. Charakteristisch ist ein Fall, der sich an der Nordbahn im Jahre 1916 ereignete. Das untergeordnete Eisenbahnpersonal vermochte in einer Zisterne eine Art von Spiritus. Der Mangel dieses wurde daher auf die Art durchgeführt, daß die Zisterne allmählich unter den fortgesetzten Stößen etwa einen Eimer voll des kostbaren Nasses abgab. Die Beute wurde brüderlich geteilt, und innerhalb einer Stunde waren in den benachbarten Wirtschaften und in den Eisenbahnbetrieben etwa 30 Tote zu finden. Die Zisterne enthielt nämlich Methylalkohol.

Im Dorfe ging man an das Bierbrauen und Schnapsbrennen unter Anwendung ganz primitiver Methoden; selbstverständlich wurde der Spiritus nur sehr mangelhaft gereinigt, so daß das Getränk bedeutende Mengen an Fuselöl enthielt. — Außer der Schädigung der Volksgesundheit erwiesen sich durch diese „Verselbständigung" der Bauernschaft bemerkenswerte wirtschaftliche Folgen. Die Bauern unterließen es nämlich, landwirtschaftliche Produkte nach der Stadt zu schaffen, da sie für die erzielten Beträge die notwendigen Waren nicht einkaufen konnten (bekanntlich hat die russische Industrie während des Krieges infolge der Umstellung auf Kriegsbedarf nur etwa 13 Prozent der Friedenserzeugung geliefert). Auf diese Weise war das Alkoholverbot als eine der Ursachen anzusehen, daß die Bauernwirtschaft in immer größerem Umfange ihren Warencharakter verlor und zur Selbstversorgung überging, abgesehen davon, daß bei steter Verringerung der Anbaufläche durch die primitive Schnapsherstellung weit mehr Getreide verbraucht wurde als früher.

Als die Sowjetregierung die Macht ergriffen hatte, führte sie den Kampf gegen den Alkohol ganz besonders radikal. Einerseits wurden die „Schnapsfabikanten" an die Wand gestellt, andererseits benutzten die Regierungsfunktionäre ihre unbegrenzten Vollmachten dazu, um sich in den Besitz von Spiritus zu bringen und . . ihn selbst zu konsumieren. Spiritus in allen Schattierungen war das wie versagende Bestechungsmittel. Sauferei, wüste Skandale waren die gewöhnlichen Vergehen der Sowjetfunktionäre in den Städten, während im Dorfe nach dem drastischen Ausdruck der russischen Bauern der Zar Samogon (der Kaiser, Selbstgebrauter Schnaps) und die Zaritza Wsjatka (die Zarin Bestechung)" regierten. Die Witwen der Rotarmisten, die Frauen der Invaliden, die lächerlich geringe Unterstützung v. Staate bekamen, betrachteten es als ihr natürliches Recht, sich die Lebensmöglichkeit durch Schnapsherstellung zu verschaffen.

Nachdem die Sowjetregierung, deren ausgesprochene diktatorische Gewalt sogar versagte, eingesehen hatte, daß die Bevölkerung sich inbezug auf die Versorgung mit Alkohol vollständig unabhängig gemacht hatte, und die Prohibitionsmaßnahmen nichts als eine Schädigung der Volksgesundheit durch minderwertigen Alkoholersatz und den gewaltigen Ausfall der staatlichen Einnahmen bewirkt hatten, beschloß sie, da es ihr bis jetzt nicht gelungen war, die Verbindung ((Smytschka) zwischen Stadt und Land auf der Grundlage der proletarischen Ideologie zustande zu bringen, diese „Smytschka" vermittelst der Methoden der Zarenregierung, das heißt durch die Wiederherstellung des staatlichen Schnapsmonopols, durchzuführen. Bei Eröffnung der staatlichen Schnapsverkaufsstellen sah man endlose Reihen, die sich bis ins nächste Quartal zogen, u. als die ersten Glücklichen heraustraten im Besitze des staatlichen Fabrikats, das sogleich probiert wurde, hörte man enttäuschte Stimmen: „Das soll Schnaps sein, der ist ebenso minderwertig wie der Sowjetkattun." Die Sowjetregierung hatte nämlich aus prinzipiellen Erwägungen einen Schnaps hergestellt, der nicht mehr als 20 Grad hatte, während der Zarenschnaps 40 Grad aufwies. Die führenden kommunistischen Zeitungen, auf deren Titelblatt in fünf bis sechs Sprachen die Aufforderung prangt: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch", priesen auf der vierten Seite in riesigen Inseraten den staatlichen Schnaps an: „Trinkt den wohlschmeckenden Vogelbeerbranntwein."

In Moskau, Petersburg und anderen großen Städten ist die Zahl der Bierhallen in ständigem Wachsen begriffen, fast in jedem größeren Hause befindet sich eine solche. Alle von der Sowjetregierung ergriffenen Maßnahmen stellten sich als unzureichend heraus, um den beabsichtigten engen Kontakt mit der Dorfbevölkerung herzustellen; denn die Bauern wollten den schwachen Sowjetschnaps nicht kaufen, und so ging man kurzerhand zu den Vorkriegsverhältnissen über, indem ein Schnaps von 40 Grad, sowie Kognak und Likör von 60 Grad fabriziert wurde.

Spaßvögel meinen, daß der Konsum guten Alkohols den Russen zur Wiedererlangung ihres gesunden Menschenverstandes verhelfen werde und die Desozialisierung des russischen Volkslebens beschleunigen dürfte. Wichtiger aber als solche Volksmeinungen erscheint uns die Tatsache, daß selbst im Lande der rücksichtslosesten Diktatur die Durchführung von Alkoholverboten unmöglich war und daß die Machthaber zu einer auch in anderer Hinsicht sehr bezeichnenden Nachgiebigkeit gezwungen wurden.

—⊡—

Nordlandsfahrt 1925

Reisebilder von Fritz Berse, Altena.

III.

Raerotal — Stahlheim.

Für morgen verheißt uns der Prospekt einen Glanzpunkt der Reise: die wildromantische Raerobucht und den Aufstieg von Gudwangen zum Hotel Stahlheim.

Wir sahen uns in unseren darauf aufgebauten Erwartungen nicht getäuscht.

Gudwangen, wo wir vor Anker und an Land gingen, nimmt uns mit der Aermlichkeit seiner Holzhütten nicht sonderlich gefangen. Schnell liegt die Ortschaft hinter uns.

Dann aber offenbart sich uns ein Tal von seltener Vielgestaltigkeit. Wieder suchen sich wildbrausende Wassermassen den Weg in ihren Fjord, nur im unteren Laufe von schmalen Wiesenstreifen eingefaßt.

Uns ist das eigentlich nichts Neues mehr, und doch! Sonne flimmert darüber. Die Landschaft hat ihr alltägliches Gewand abgestreift. Bezaubernd liegt sie in sonntäglicher Stimmung da und nimmt uns ganz gefangen, uns, die wir die Wunder zu schauen nicht satt werden.

Hier im Raerotal sehen wir auf kärglicher Weide auch [illegible] neben den uns schon zur Genüge auf unseren Landausflügen bekannt gewordenen kleinen, muskelkräftigen Pferden. Flotten Laufes, aber trotzdem sicher, ziehen sie den Stuhlkarren, das vorherrschende Beförderungsmittel Norwegens. Zwei Reisende auf dem gepolsterten Sitz und hinter ihnen noch der Lenker — meist gute Norwegertyps — das ist ihre Last, die sie auf dem schon oft gefahrenen Wege sicher dem Ziele näher bringen. Eben fährt in flottem Galopp wieder eine Gruppe dieser Stuhlkarren an uns vorbei. Alte und junge Leute die die Genüsse des Fußwanderns nur gering einschätzen, grüßen uns freundlich von oben herab. Wir winken ihnen gute Fahrt, froh, daß wir nun wieder unsere Beschaulichkeit beim Wandern haben.

Die beiden Ochslein, die diesem Massentransport von Menschen verwundert zugeschaut haben, lassen ihrer Freßlust wieder freien Lauf. Klein sind sie, auffallend klein. Halbwüchsigen Burschen könnten sie Spielzeug sein. Im Münsterlande oder im Dithmarschen würde ein Züchter auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung mit diesen niedlichen Tieren wenig Ehre einlegen. Auch die drei struppigen Ziegen, die behende die Felsen emporklimmen, würden kaum den bei uns für ihre Artgenossen eingebürgerten Ehrentitel „Beamtenkuh" verdienen. Den Gegensatz zu den hohen Bergriesen heben sie durch ihre Niedlichkeit nur umso schärfer hervor.

Aus 400 Meter Höhe grüßt uns der rote Holzbau des Stahlheim-Hotels. Drei norwegische Flaggen wehen lustig im Winde und winken uns frohen Willkomm.

Nur frisch angetreten, denn noch haben wir eine gute Stunde, bis wir den köstlichen Blick aus sonniger Höhe zum Lohn für unseren strammen Marsch genießen können. Vor dem letzten Steilanstieg geraten wir wieder einmal in das Heer der Stuhlkarren. Die Pferdchen scharren ungeduldig mit den Hufen, einige der Lenker stehen bei den Gefährten und klopfen den unruhigen Tieren den Hals. An dere sitzen in Gruppen beim Spiel. Eine dritte Partie befriedigt die Bedürfnisse ihres Magens. Das ganze ein Bild, wie es Karpathenkämpfer so oft gesehen haben: Kolonne „Brrr" bei der Rast.

Manch Tröpflein perlenden Schweißes hat der Aufstieg gekostet. Aber keinem tut's leid. Das Stahlheim-Hotel bietet ausreichenden Ersatz für all das, was an physischen Kräften verloren ging. Musik würzt das kräftige Mahl, deutsche Lieder, von einer norwegischen Kapelle gespielt, erzeugen ein traulich heimeliges Gefühl des Geborgenseins auch im fremden Lande.

Alles überragt aber die gigantische Natur. Ein Rundblick bietet sich, wie wir ihn bis jetzt kaum sahen. Gudwangen — wie malerisch liegt's nun im Sonnenschein! Der Hillesjo erzählt von nordgermanischer Urkraft. Das Raerotal plaudert von der gewaltigen Arbeit der Wasserkraft, die hier in jahrhundertelanger Beständigkeit des Wühlens und Nagens, Brechens und Sprengens die wildromantische Herrlichkeit geschaffen hat, die sich unserm Auge auftut. Welche Gewalt haben Gletscher- und Wassermassen gebraucht, um sich den Weg durch das aus weiß-grauem Labradorstein bestehende Gebirge zu bahnen!

Jordansnut und Stahlheimsnut ragen mit ihren 1100 Mtr. und darüber als zwei gewaltige Denkmäler der Natur aus ihrer einzig dastehenden Umgebung heraus. Der Beschauer der sie in der wunderbaren Beleuchtung wie wir sieht, wird durch ihren Anblick emporgetragen in jene Sphären, denen blauer Aether — vom Lichte der grellen Sonne durchstrahlt — so eigen ist.

Gut, daß uns hier oben noch Stunden der Ruhe vergönnt sind. Lagerungsmöglichkeit ist auf diesem Plateau genug. Mühelos habe ich ein stilles Plätzchen gefunden, wo ich im Traume formen kann, was das wachende Auge schaute.

Hier liege ich mutterseelenallein, bis mich treue Kameraden zum Aufbruch wecken.

Vertrauensseligkeit.

Fährt ein deutscher Reisender mit einem norwegischen Bauern auf einem Stuhlkarren durch die Landschaft. Unterwegs stellt der Bauer an der Landstraße zwei Frachtkisten ab. Weit und breit kein Haus, kein Mensch zu sehen, der das darin enthaltene Gut in Empfang nehmen könnte. Der Deutsche, ein Großstädter, dem dieser Vorgang etwas „böhmisch" ist, fragt den Bauern, warum er die Kisten einfach an die Straße setze. Schüttelt der Bauer das Haupt und erzählt: „Zwei Stunden landeinwärts wohnt ein Bekannter, dem ich gestern versprach, ihm sein Frachtgut mitzubringen. Wenn er heute oder morgen vorbeikommt, wird er es sich schon mitnehmen."



Die Rettungsmedaille in ihrer neuen Form.

Schaut der Deutsche verwundert drein, prüft zweifelnd den Gesichtsausdruck des Bauern, ob er ihm nicht einen Bären aufbinde, und entgegnet mit begründeter Miene: „Wenn aber jemand anders kommt und die Kisten wegnimmt, was dann?" Da lacht der Bauer übers ganze Gesicht, und meint: „Zu was soll jemand die Kisten wegnehmen, wenn sie ihm nicht gehören!"

Diese kleine Geschichte mag manchem Leser unwahrscheinlich dünken und doch gibt sie eine Tatsache wieder, in der ein tiefer Sinn liegt, nämlich der, daß nordisches Landvolk heute noch grundehrlich ist, selbst in leicht zu verschleiernden Dingen. Aehnliche Vorgänge, wie sie diese Geschichte erzählt, haben wir bei unseren Wanderungen landeinwärts zu dutzenden beobachtet. Wie selbstverständlich übrigens der Norweger die von ihm geübte grenzenlose Ehrlichkeit auch bei Angehörigen anderer Völker vorausgesetzt, mag weiter folgender Fall beleuchten:

Einer unserer Mitreisenden sucht sich bei einem Photographen eine Reihe Karten und Bilder aus. Da er vergessen hat, norwegische Kronen einzustecken, bietet er dem Verkäufer deutsches Geld. Der legt wenig Wert darauf und bedeutet dem Bilderfreund in gebrochenem Deutsch, die Photographien nur mitzunehmen und zu bezahlen, wenn er mal wiederkomme und Kronen habe.

Glückliches Land, bei dessen Bewohnern Ehrlichkeit und Vertrauen im Verkehr unter einander noch eine so hervorragende Rolle spielen.

Fortsetzung folgt.

—⊡—

Kirchweih

Der Tag, an dem das Gotteshaus einer Gemeinde die kirchliche Weihe empfangen hat, wird in vielen Gegenden, besonders auf dem Lande in Mitteldeutschland und im Süden unseres Vaterlandes festlich begangen. Aus diesem Anlaß, der oft in diese Herbstzeit verlegt wird, finden religiöse Feierlichkeiten statt, nach deren Erledigung die freudige Stimmung ihre weitere Betätigung auf das weltliche Gebiet überträgt und einen Freudentag für alt und jung erstehen läßt.

Schon am Vorabend vor dem Fest holt der Meßner die Signalflagge hervor, die aus dem höchstgelegenen Guckloch des Kirchturmes in die weitesten Fernen hinaus den Tagesbefehl verkündet: „Kirchweih!" Auf den sonst so friedlichen Höfen beginnt ein grausames Morden unter den Vierfüglern und namentlich unter dem Geflügel aller Art, der Kirchweihbraten wird vorbereitet. Die Kirchweihnudeln, dieses schmackhafte, schmalzreiche Gebäck, wird in Riesenpfannen, in der die Nudeln allmählich bräunen, zugerichtet, und schon am Vorabend empfängt die Familie und das Gesinde einen Vorschuß auf diese lechere Speise, mit der am kommenden Nachmittag die Gäste aus Nah und Fern an langen Kaffeetischen bewirtet werden.

Kaum hat die Morgensonne die ersten Grüße gespendet, donnern Böllerschüsse in die Weite. Ein tüchtiges Frühstück stärkt zum Kirchgang. Unter dem Geläut sämtlicher Glocken wandert dann die Gemeinde in das festlich geschmückte Gotteshaus, in dem für die Ehre des Höchsten und des Kirchenpatrons alles geschieht, was einer solchen Feier die größte äußerliche Weihe geben kann.

Hat der Himmel seinen Tribut empfangen, dann beginnt das Programm der weltlichen Freuden. Obenan steht: Essen und Trinken — aber ja nicht zu wenig! Gleich nach Beendigung des Gottesdienstes öffnet schon der gastfreundliche Dorfwirt die Pforten seines Hauses und vollzieht möglichst geräuschvoll das Geschäft des „Anstichs". Diesen herzerhebenden Klängen kann kein braver Mann widerstehen. Aber pünktlicher als sonst wird dieser Frühschoppen unterbrochen. Zuhause dampft die Schüssel mit Knödeln — solide Sechspfündervollgeschosse — auf dem Tische. Wie die Einherier in Walhalla hauen die Heugabelhelden auf den nimmer alle werdenden Schweinebraten ein, oder wütendsten Grimassen.

der Hausvater mit Fanfare erhebt sich an einem knuspergen Federvieh oder einem Häslein seines oder eines anderen Jagdgebietes. In der Ecke liegt ein Fäßchen aufgebahrt, dessen Inhalt raschen Absatz findet.

Ist diese Feierlichkeit beendet, dann haben alt und jung die höchste Eile, in das Wirtshaus zu kommen. Doch halt! Nochmals zitiert der gestrenge Pfarrherr die Gläubigen zur Kirche; eine feierliche Vesperandacht soll sie nochmals an die religiöse Bedeutung des Tages erinnern. Aber nur noch wenige genügen dieser Pflicht; denn schon schnurrt drüben beim Gastwirt der Baß, die Klarinette zetert wie ein auf den Schwanz getretener Hund, und die Posaune ruft — nicht zum Weltgericht, sondern zum Tanz. Die höchste Fröhlichkeit entfaltet sich, während die Paare ihren Ländler, Schuhplattler drehen. Nicht selten aber wird die Lust unterbrochen, wenn plötzlich ein Maßkrug Flügel bekommt und sich auf dem Schädel eines ferner Sitzenden niederläßt. Ein allgemeiner Aufstand erhebt sich, und das Turnier beginnt. Meistens aber gelingt es den Dorfdiplomaten, einen Friedensschluß herbeizuführen, und dann geht die Sonne des Vergnügens von neuem auf. Der Zwischenfall hat Durst erzeugt, und auch der Magen kann noch etwas leisten. Erst spät, wenn die Musiker streiken, macht sich das fröhliche Volk auf den Heimweg, paarweise und einzeln — diese oft mühselig und beladen; der schöne Kirchweihtag ist zu Ende!

—⊡—

Die beiden Zwerge

Im März des Jahres 1760 unternahm die polnische Gräfin Humiecska eine Reise nach Frankreich. In Nancy hielt sie sich einige Wochen auf, um dem dort residierenden alten ehemaligen Polenkönig Stanislaus, dem Schwiegervater Ludwigs 15., ihre Aufwartung zu machen.

In ihrem Gefolge befand sich ein polnischer Edelmann namens Joseph Borulwlaski, damals einundzwanzig Jahre alt, aber nicht größer als ein zweijähriges Knäblein, der hübscheste und zierlichste Zwerg, den man jemals gesehen, dabei aufgeweckten Geistes, voller Grazie in seinem Wesen, sprachenkundig und auch sonst recht gebildet. Seine Eltern waren, wie so manche polnische Edle, verarmt, und die Gräfin Humiecska hatte seit Jahren Sorge für ihn getragen.

Nun hatte der alte König Stanislaus an seinem kleinen Hofe zu Nancy und Luneville auch einen Zwerg, nämlich den berühmten Bebe, der eigentlich Nikolaus Ferry hieß und ein Bauernsohn war. Er war nicht so hübsch und zierlich, nicht so gewandt und gewildet wie Borulwlaski, aber auch nicht ganz so klein, denn als man sie zusammenstellte, ergab die Messung, daß Bebe um einige Zoll größer war.

Ueber die unleugbaren Vorzüge des kleinen Polen ärgerte sich Bebe gewaltig, weil er sich bisher für den kleinsten und hübschesten Zwerg gehalten hatte, nun aber seinen Ruhm im Verbleichen sah. Er bezeigte sich gegen den Ankömmling geradezu feindselig und beleidigte ihn durch Schimpfworte.

„Beleidigen lasse ich mich nicht von dir," sagte Borulwlaski, indem er auf seinen kleinen Miniaturdegen schlug, den er zu tragen pflegte. „Ich bin ein polnischer Edelmann und fordere dich zum Zweikampf."

Bebe rief zornig: „Ich habe auch einen solchen Degen, die schöne Waffe will ich indes nicht mit deinem polnischen Blute verunreinigen, aber Hiebe kannst du haben, so viel dir beliebt."

„Weil du größer und stärker bist als ich," versetzte der Pole. „Dein pöbelhafter Vorschlag beweist, daß du ein Bauer bist."

Er wandte ihm den Rücken zu und ging davon. Dadurch aber brachte er Bebe in Wut, daß dieser plötzlich auf ihn zusprang, ihn zum Kamin schleppte und sich mühte, ihn ins Feuer zu stoßen. Der kleine Pole klammerte sich mit beiden Händen ans Kamingitter und schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Zum Glück kam diese noch zur rechten Zeit, und er wurde aus den Händen des wütenden Bebe befreit.

„Du verdienst wegen dieses tückischen Mordanfalls vors Kriminalgericht gestellt zu werden," sagte König Stanislaus zu letzterem. „Indessen will ich es diesmal aus besonderer Gnade bei zehn Hieben bewenden lassen."

Bebe erhielt richtig die zehn Hiebe und wurde dann, um vorläufig weiteres Unheil von der Seite zu verhüten, in einen großen leeren Papageienkäfig gesperrt. Der kleine Pole schritt vor diesem auf und nieder und versuchte durch vernünftige Ermahnungen auf den Gefangenen einzuwirken, aber ganz vergeblich, denn der kleine Bösewicht streckte höhnisch die Zunge gegen ihn heraus und schnitt ihm die



Das neue japanische Parlamentsgebäude in Tokio.

Bald nachher reiste Borulwlaski mit seiner Beschützerin weiter und wurde zu Versailles von der Königin und anderen hohen Damen mit Geschenken überhäuft; sie fanden viel Wohlgefallen an seiner kleinen Person. Nach einjährigem Aufenthalte in Frankreich kehrte er nach Polen zurück, trennte sich aber nach einiger Zeit von der Gräfin und reiste in der Welt herum, um sich für Geld sehen zu lassen, zuletzt in England, wo es ihm anfangs recht gut, später, als er älter wurde, recht schlecht erging, so daß er in Not und Bedrängnis geriet. Sich aus dieser zu helfen, ließ er seine Selbstbiographie erscheinen, die auch eine Anzahl seiner höchst kuriosen Liebesbriefe enthält. In England werden noch ein paar winzige, von ihm einst benutzte, zierliche polnische Stiefelchen aufbewahrt, welche damals ein reicher Raritätensammler für zwanzig Pfund Sterling von ihm kaufte, als er gerade sehr nötig Geld brauchte.

—⊡—

Operationen an wilden Tieren

In den letzten zwanzig Jahren hat auch die Tierheilkunde außerordentliche Fortschritte gemacht, und die schwierigsten Operationen an kranken Tieren werden mit glänzendem Erfolg vorgenommen. Bei Luxustieren reicher Leute, zum Beispiel Hunden und Katzen, geht man so weit, ihnen künstliche Beine zu machen, ihnen ein Glasauge einzusetzen und bei schweren Verwundungen, um ihr Leben zu erhalten, zu den großartigsten Operationen zu schreiten. Dasselbe gilt für die wilden Tiere der zoologischen Gärten.

Der Elefant des zoologischen Gartens in London bekam an der rechten Gesichtshälfte eine Geschwulst, die in Eiterung überging. Das Tier litt große Schmerzen und konnte nicht mehr fressen. Der Tierarzt wurde geholt und ging mit dem Wärter zu dem Elefanten hinein. Der Wärter streichelte den Elefanten, und der Tierarzt machte sich mit dem riesenhaften Tier bekannt. Nach gütlichem Zureden begann der Tierarzt die Geschwulst zu befühlen. Er tat dies sanft und vorsichtig, und der Elefant merkte, daß der Mann ihm helfen wollte; er wies daher mit dem Rüssel deutlich auf die Stelle, die ihn besonders schmerzte. Die Untersuchung ergab ein recht unangenehmes Resultat. Jumbo, der Elefant, hatte sich vor vielen Jahren den rechten Hauer abgebrochen. In der sogenannten Zahnschmeide war ein Stück dieses Hauers stecken geblieben, und als der Zahn nachwachsen wollte, verlegte ihm das stecken gebliebene Stück den Ausweg. Der Zahn wendete sich daher nach oben und drang unterhalb des Auges in den Oberkiefer ein. Er brachte diesen zur Entzündung und erzeugte die Geschwulst. Hier galt es also, die Geschwulst zu öffnen und dem Zahn einen natürlichen Ausweg für das weitere Wachstum zu schaffen. Der Tierarzt ließ eine stählerne Sense in kleinerem Maßstabe ausführen. Diese wurde haarscharf geschliffen. Dann schritt er mit diesem eigenartigen Operationsmesser zur Tat. Von einem Binden oder sonstigem Fesseln des R...entieres war nicht die Rede, auch narkotisiert konnte es nicht werden. Das kluge Tier wurde so gestellt, daß das Licht günstig fiel; dann hob der Arzt schnell die Sense, schlug sie oben in die Geschwulst ein und spaltete sie mit einem Ruck. Mit einem furchtbaren Schrei trat der Elefant zurück. Das war der gefährlichste Moment, denn hätte das Tier einen Wutanfall bekommen, so waren Arzt und Wärter im nächsten Augenblick zertrampelt. Aber Jumbo schien zu wissen, daß es sich um seine Heilung handelte. Er zitterte am ganzen Leibe und stöhnte vor Schmerzen, als aber der Arzt herantrat und ihm den Rüssel streichelte, beruhigte er sich nach kurzer Zeit, ließ sogar den Arzt die Wunde ausspülen und duldete, daß ihm ein Verband angelegt wurde. Dieser ersten Operation mußte aber eine zweite folgen. Es mußte mit Gewalt das Stück Zahn, das in der Schneide stecken geblieben war, herausgezogen werden, und das war nur möglich, indem der Arzt mit demselben sensenartigen Instrument die Zahn-